Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 27 (1937)

Heft: 33

Artikel: Heinrichs Romfahrt [Fortsetzung]

Autor: Heer, J.C.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-642706

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 33 - 27. Jahrgang Verlag: Berner Woche, Bern 14. August 1937

Ich bin hinauf, hinab gezogen

Von Theodor Fontane

Ich bin hinauf, hinab gezogen,
Und suchte Glück und sucht es weit,
Es hat mein Suchen mich betrogen,
Und was ich fand, war Einsamkeit.

Ich hörte, wie das Leben lärmte,
Ich sah sein tausendfarbig Licht,
Es war kein Licht, das mich erwärmte,
Ein echtes Leben war es nicht.

Und endlich bin ich heimgegangen
Zu alter Stell und alter Lieb,
Und von mir ab fiel das Verlangen,
Das einst mich in die Ferne trieb.

Die Welt, die fremde, lohnt mit Kränkung,
Was sich, umwerbend, ihr gesellt;
Das Haus, die Heimat, die Beschränkung,
Die sind das Glück und sind die Welt.

Heinrichs Romfahrt

ROMAN von J. C. HEER 4

Beinahe hätte Landsiedel das Hospiz überlaufen, das gerade so grau wie der Nebel an der Straße stand, rechtshin die verwitterte Kapelle mit der kleinen Glocke im Turmansatz, linkshin mit engen, niedrigen Fenstern das bescheidene Gasthaus, das den Namen Hospiz nur noch führte, weil der Wirt verpflichtet war, arme Reisende auf Kosten des Klosters Disentis zu verpflegen.

Als Landsiedel, schier auf die Knochen durchnäßt, in die Stube trat, deren Schmuck ein paar bunte Bilder aus der Legende der heiligen Genoveva waren, kniete ein schmales Geschöpf vor dem breiten Speckſteinofen und schürte das Feuer. Ein Duft kochender Speisen drang verführerisch aus der Küche herüber.

Er fragte das Mädchen, ob sie Gäste erwarte.

„Am Mittag kreuzen hier die Posten. Sie haben eine halbe Stunde Aufenthalt. Es ist möglich, daß ein paar Leute kommen — speisen Sie mit?" Geschäftsmäßig nannte sie die Tischgänge.

Das Wasser lief ihm im Mund zusammen; seine kleine Barschaft gestattete ihm aber die Aufwendung nicht; er bestellte sich Suppe und Brot und konnte sich sättigen. Am Ofen sitzend trocknete er die Kleider und hatte nur den einen Gedanken: „Weiter — weiter!"

Draußen aber trommelte der Regen mit leisem Singsang und stand der Nebel dicht und schwer wie eine Mauer.

So mochte eine Stunde vergangen sein. Da verrieten Peitschenknall und verworrene Stimmen die Ankunft der Postwagen. Vermummte Reisende traten in die Stube, vier, fünf Gebirgler, die Handel und Wandel über den Lukmanier führen mochte, und ein altes Paar, das nach den schwarzen Kleidern zu schließen entweder zu einer Beerdigung reiste oder davon kam.

Schon war das Essen aufgetragen. Da rollte noch ein Einspänner vor dem Hospiz, und daraus stieg ein deutsches Pärchen, sogar engere Landsleute Heinrichs — Schwaben!

Als sie die Mäntel ablegten, fand er Gelegenheit, gegen sie gefällig zu sein und kam mit ihnen ins Gespräch. Der junge Mann, dem Gehaben nach Förster oder Jäger, verriet in seinem Wesen etwas Aufgeregtes und Mürrisches; das Zusammentreffen mit dem Landsmann schien ihm gleichgiltig oder sogar unangenehm zu sein. Die blutjunge Frau aber, die wie ein Sonnenstrahl in den nüchternen Raum getreten war, bezeugte eine lebhafte Freude, in dem fremden Gebirg jemand aus der Heimat zu begegnen. Sie gab sich als Försterlochter aus dem Schwarzwald zu erkennen. Nun wußte Heinrich auch, warum sie ihm so wohl gefiel. Von ihr schien die Frische und der Duft der schwäbischen Waldheimat auszuströmen, etwas wie Morgen im Forst, wie träumerisches Blühen im Jungschlag der Tannen.

„Tilla, die Suppe!" mahnte der Gatte.

Sie war ihm ein paar Augenblicke gehorsam; dann wandte sie sich wieder Heinrich zu.

„So iß doch, Tilla", raunte ihr der Mann zu mit nervösem Zucken im Gesicht.

Sie aber sagte mit bittendem Lachen: „Nachdem ich so viel italienisch radegebrochen habe, gönn's mir doch, daß ich mit dem Landsmann wieder den schwäbischen Schnabel wetze."

Eine bestrickende Natürlichkeit und Herzlichkeit lag in ihrem Ausdruck, und aus dem Wohlklang ihrer Stimme schloß Heinrich, daß sich diese sehr wohl zum Singen eigne.

Er sprach davon.

Schlicht erwiderte sie: „Ja, früher in unserm Forsthaus und Elternhaus habe ich viel gesungen — aber jetzt" — die blauen Augen streiften ihren Mann — „er mag es nicht!"

Was für ein Rauhbein, dachte Heinrich. Da stieß der Mann eben wieder aufgeregt an sein Geschirr: „Essen, Tilla", gab ihm einen verhalten wütenden Blick und wirbelte den Schnurrbart empor.

Die junge, lebhafte Frau kam aber stets wieder mit Heinrich ins Gespräch; es ergab sich sogar, daß sie einen gemeinsamen Bekannten besaßen, Heinrichs Freund Ulrich Zeusler, Student in Tübingen, war ein Verwandter der jungen Frau. Jetzt wurde das Geplauder zwischen ihnen erst recht herzlich.

Als aber die Postgäste wieder aufbrachen, ging Heinrich ins Freie, wie er sagte, um der Abfahrt der Wagen zuzusehen, in Wahrheit um den Frieden des jungen Paares nicht zu stören, und bemitleidete im stillen die reizend liebe Frau Tilla wegen ihres rauhen Gatten.

Die Posten waren davon gefahren, und er starrte planlos in Regen und Nebel.

Da kam sie zu ihm unter die Tür. „Wir müssen wegen des Pferdes noch eine halbe Stunde warten. Mein Mann schreibt unterdessen einen Brief." Halb unter Tränen, halb unter Lächeln fuhr sie fort: „Verzeihen Sie ihm. Er ist krank. Sonst befänden wir uns nicht auf unserer Hochzeitsreise, wie wir sie nennen, obgleich sie ein Jahr verspätet ist. Als ich den Forstgehilfen Scheck auf einer Försterversammlung in Villingen kennen lernte, war er von strahlender Gesundheit. Um unsere Einkünfte zu erhöhen, tauschte er seinen Posten an den eines Oberförsters auf einer Besitzung im Elsaß. Das war unser Unglück. Er nahm pflichtgetreu den Kampf gegen das Wildererwesen auf, das in den Wäldern jahrelang geblüht hatte. Im Februar, in einer bitterkalten Nacht, erschoß er einen der verwegenen Trotzköpfe, der zuerst nach ihm gezielt hatte, einen reichen Bauernsohn. Seither ist die gesamte Gegend gegen ihn aufgehetzt, er ein gemiedener, verschriener Mann, auf den Dutzende von Gewehren zur Vergeltung lauern. Seither lebt er in beständiger Aufregung, ist menschenscheu und glaubt sich, wo er geht und steht, von den Menschen verfolgt. Deshalb schickte uns der Großindustrielle, dem die Wälder gehören, auf die Reise und erhoffte davon für meinen Mann Genesung. Aber, mein Gott! Italien hat ihm nicht geholfen; mit niemand soll ich ein Wort sprechen; überall wittert er Feinde. Nun weiß ich mir keinen Ausweg, als daß wir den Rest des Urlaubes zu einem Besuch bei meinem Vater im Schwarzwald verwenden und mit ihm beraten. Eben jetzt schreibt ihm mein Mann, daß wir am Sonntag daheim eintreffen werden. Wie freue ich mich! — Sie aber bitte ich, doch kein schlechtes Bild von ihm davonzutragen!"

Dem Herzenskummer der jungen Frau war eine schöne Tapferkeit beigesellt. Auf Heinrich machte ihre tiefe Sorge einen rührenden Eindruck, ihm war, nie noch sei ihm etwas so Lauteres, Echtes begegnet wie dieses vornehme Geschöpf mit der bodenstämmigen alemannischen Schönheit.

„Tilla", kam der Ruf des Gatten.

„Gleich", erwiderte sie und wandte sich wieder zu Landsiedel: „Und den Schwarzwaldtannen darf ich Ihren Gruß bringen?"

„Tausend Grüße!"

Ihre weiche Hand ruhte einen Herzschlag lang in der seinen. Da kam wieder der Ruf „Tilla". Sie ging, und eine Viertelstunde später rollte der Wagen mit dem Paar davon — hinaus in die Nebel. — —

Da saß Heinrich, die Hände auf den Knien gefaltet, im unfreundlichen Hospiz und dachte der lieben Erscheinung der Schwarzwälderin nach, die so schwere Sorge trug. Das Vertrauen, das sie ihm erwiesen hatte, erfüllte ihn mit einem tiefen Glücksgefühl. „Tilla Scheck", murmelte er vor sich hin, als ob er ihren Namen für immer festhalten müsse. Eine weite Sehnsucht zog durch seine Seele; sie galt aber nicht nur dem jungen Wesen, das jetzt der Heimat entgegenfuhr, sondern auch dem Jugendlande selbst, seinen Wäldern, Flüssen, Dörfern und Städtchen; ihm war, er hätte es doch zu billig an die unsichere Fremde dahingegeben. Er rang mit einem tiefen, stechenden Heimweh. Dabei gedachte er seiner Knabentage, seiner Eltern, und das Lied ging ihm durch den Kopf: „Im schönsten Wiesengrunde."

An der Oberaach, einem Flüßchen, das von den Fildern in den Neckar herunterrinnt, hatte die väterliche Mühle gestanden. Hörte er nicht das Klappern der Räder und das Rascheln des Sägewerks? Sah er nicht, wie sich die stattlichen Giebel, die durch Fachwerk in allerlei Felder eingeteilt waren, vom Waldgehänge abhoben? Die kleine, doch rege Welt darum her? Risch, rasch, fuhr die Säge in das Herz der Waldbäume, und in breiten Lagern waren die Hölzer geschichtet, darunter manche stolze Eiche, die den Stürmen der Jahrhunderte getrotzt hatte. Von unten und oben im Tal kamen die Bauern zur Mühle gefahren, die einen mit Pferden, die andern mit Ochsen; sie führten Hölzer herzu und holten Bretter oder brachten Getreide und führten das Mehl davon. Zwischen den Wagen tummelte sich die Menge des Federviehs, darunter ein paar Pfauen, die wohl zuweilen häßlich schrien, aber manchmal auch auf das Dach flogen und wunderschön die mächtigen Räder schlugen.

Weil sonst niemand in der Gegend Pfauen besaß, kam er auf den Gedanken, seine Eltern seien reich. Jedenfalls waren sie ein glückliches Paar, der Vater ein stattlicher Mann mit blondem Vollbart, gewaltigen Leibeskräften und einem volkstümlichen, aufrechten Wesen, das sich mit allen, die in der Mühle zu tun hatten, sowohl im Ernst wie im Scherz verstand; die Mutter die ihm ebenbürtige Frau mit einer Krone von braunen Zöpfen, blauen Augen, frischen, sanftgeröteten Wangen und jener milden Herbheit, die nie von Liebe spricht, sie aber dafür im Herzen trägt. Am Sonntag fuhr die Familie mit den Grauschimmeln über Land und besuchte die Verwandten, deren es eine Menge gab, wohlhabende Bauern und eigengeprägte kluge Frauen.

Da war auch sein Pate, der Pfarrer Gebhard Landsiedel, ein alter Herr mit feinem, überlegenem Lächeln und auf dem Kopf stets ein Sammetkäppchen. Lag es nun an den schönen Gesichtszügen des alten Mannes, an seinem Reden und Schweigen, an seiner wohlklingenden Stimme oder an den vielen Büchern, die er besaß und an dem uralten Efeu, der das Pfarrhaus umrankte, wenn man Heinrich fragte, was er einmal werden wolle, so erwiderte er: Ein Pfarrer wie mein Pate Gebhard!

Die Mutter hatte dafür ein leises, zustimmendes Nicken.

Aus Bretterabfällen, wie sie reichlich um die Säge herumlagen, baute er sich eine Kirche und hielt darin seine sonderbaren Predigten über Dinge im Hof, Feld und Wald und bat Gott, die Oberaach wohl zu hüten, die dem väterlichen Betrieb bald durch Ueberschwemmungen, bald durch Wassermangel Schaden bereitete.

Einmal überraschte ihn dabei der Vater.

„Heinrich", scherzte er, „wenn du Pfarrer wirst, wer sieht denn einmal zur Mühle?"

Die kleine Gänseliesel (Süddeutsches Dorfidyll) Phot. Schweizer

„Dieter!"

Das war das nachgeborne Brüderchen, das an der Hand der Schwester Else auf dem Hof herumtrippelte oder auf ihren Knien seinen Predigten lauschte.

Durch diesen schönen, friedereichen Knaben kam das Unglück in die Familie. Als er etwa dreijährig war, spielte er auf dem Sägeplatz und kletterte auf den Bretterbäumen umher. Da kam eine der Beigen ins Wanken, stürzte um und begrub den Jungen. Niemand hatte es beobachtet; kein Schrei wurde gehört; als man ihn vermißte, suchte man ihn weit auf dem Hof. Da war es der Vater selber, der ihn von den Hölzern erschlagen fand und seine Leiche in das Wohnhaus trug.

Von diesem Unglückstag an lag es wie ein Fluch auf der Mühle. Die Mutter begrub ihren Schmerz in den unergründlichen Tiefen ihres Gemüts; sie, die nie viel geredet hatte, wurde jetzt erst recht zur Schweigerin, und das half wohl mit dazu, daß sich unter dem Eindruck des Unglücksfalles das Wesen des Vaters veränderte. Die Mühle war ihm ein Ueberdruß; er ließ in den Betrieben die Knechte schalten, wie sie wollten, sprach vom Verkaufen, fuhr Geschäfte vorschützend fast jeden Tag über Land, pflegte mit fieberhafter Unruhe des Holz- und Getreidehandels, der vorher neben der Tagesarbeit hergegangen war, und kam meist erst in der Nacht wieder nach Hause, manchmal unheimlich schwermütig, manchmal übermütig fröhlich, oft wildzornig. Bei seinen Käufen hatte er sich übertan, dazu sich in drückende Bürgschaften eingelassen.

Und wie wenn es in der vergangenen Nacht gewesen wäre, erinnerte sich der Jüngling. Da kamen die Eltern sonntäglich gekleidet an sein Lager, die Mutter eine Kerze in der Hand, der Vater reisefertig. Er drückte den noch schlaftrunkenen und erschrockenen Jungen an die Brust, daß dieser laut hätte aufschreien mögen, und schluchzte: „Tu recht, Heinrich — sei der Mutter folgsam — das ist eine Frau so gütig wie der liebe Gott — und in einem Jahr kommst du zu mir über die Wasser!" — Der Vater konnte nicht weiter sprechen; die Tränen rüttelten ihn, die Eltern gingen aus der Kammer. Am folgenden Tage waren Else und Heinrich allein daheim; die Mutter gab dem Vater ein Stück weit das Geleite auf seiner großen Reise nach Amerika, und als sie zurückkam, bewahrte sie gegenüber den Kindern Stillschweigen über alles, was sein Gedächtnis in ihren jungen Herzen hätte beschatten können.

Nicht ohne Vorbereitung und Anhalt war der Vater nach Amerika gefahren; eine große Zahl Familien aus der engern und weitern Heimat wohnten drüben im fernen Westen und fanden als Farmer ihr auskömmliches Brot. Krank kam er zu ihnen hin; der halb gezwungene Abschied von der Heimat war ihm auf die Brust gefahren; die Freunde drüben konnten ihn nur noch zu Ende pflegen und seinen Tod in die Heimat berichten.

So war die Mutter Witwe, Heinrich und Else Waisen. Auch den neuen Schlag ertrug die Mutter still und in sich gekehrt; nur einmal wandte sie sich mit einem kurzen Wort über den Vater an die Kinder: „Nun wird es ja von bösen Zungen scharf genug über den armen, toten Mann hergehen; er ruht aber mit ehrlichem Namen in seinem Grab jenseits des Weltmeeres. Wer euch etwa seinetwegen einen Floh hinter das Ohr setzen will, dem schaut stolz in die Augen; er ist niemand einen Pfennig schuldig geblieben!"

Der alte Onkel Georg, ein angesehener Bauer, der sich nebenbei auf die Sternkunde verstand, hatte den Nachlaß mit den Gläubigern geordnet und war häufig in der Mühle, um mit der Mutter, für die er stets eine warme Hochachtung darlegte, über ihre Zukunft und die der Kinder zu beraten. Auch der sprach Heinrich davon, daß sein Vater niemand etwas schuldig geblieben sei. „Das verdankt ihr aber der Mutter. Sie hat seine Schulden aus dem eigenen Vermögen bezahlt; sie hat es

für dich und deine Schwester getan, damit ihr den Namen Landsiedel in Ehren tragen mögt. Dir aber wird es nicht schaden, wenn du darum weißt. Du wirst deiner seelenstarken Mutter nur ein um so dankbarerer Sohn sein. Im übrigen den Mund halten, Heinrich, gegen jedermann; ein rechter Junge soll über manches schweigen können!" —

So der Onkel Georg in aller Wohlmeinenheit.

Der Tod des Vaters und das Mancherlei, das er über die dabei obwaltenden Umstände hörte, gab aber dem jungen Heinrich doch zu denken und zu würgen; er weinte nicht; aber damals schon bildete sich die feine Falte, die ihm im Zickzack von der Nasenwurzel in die Stirne stieg. Doch war es ihm Herzensbedürfnis, in seiner Erinnerung den Vater bloß aus jener Zeit zu sehen, da noch das Glück in der Oberaacher Mühle waltete — einen stämmigen, blonden Mann mit strahlendem Augenpaar und goldigem Lachen, der das Wohlgefallen und die Achtung der gesamten Gegend genoß.

Oft sagten später die Leute, daß er ihm zu gleichen komme; wie der Müller Landsiedel brauche auch er nur die Menschen anzusehen, damit sie zu ihm Vertrauen fassen. Und sie hatten wohl recht; selbst auf der Reise hatte er es nun wieder erfahren an Peter Cabon, an Pater Plazidus und an Frau Tilla Scheck.

Nein, mit seiner Art war nicht groß zu tun!

Wahrheit war ja doch, daß er nicht an seine Mutter denken durfte, ohne daß ihn das Gewissen schlug — Wahrheit, daß er im Unsegen wanderte! —

Viertes Kapitel.

Aufseufzend blickte Heinrich hinaus in den Nebel, der nicht wankte und nicht wich. Eingeregnet in dieser öden Wirtsstube, fast ohne Geld, was sollte da werden? — Und bis zum morgigen Mittag, da wieder die Posten wechselten, kam gewiß kein Mensch, bei dessen Gesprächen der Spaziergang um das eigene Ich aufhörte.

Dann und wann gab ihm das blasse Wirtsmädchen einen Blick, das, eine Näharbeit in den Händen am Fenster saß, in den Nebel schaute und einen Hustenanfall unterdrückte.

„Sie haben wohl auch das Heimweh wie ich", versetzte sie traurig.

„Sind Sie die Tochter des Wirts?" fragte er zerstreut.

„Gottlob nein", erwiderte sie; „auf die Dauer müßte ich da oben sterben. Ich bin erst etliche Tage hier und zum erstenmal in Stellung. Der Doktor riet mir zu einem Aufenthalt in den Bergen; mein Vater ist aber ein geplagter Handwerker im Aargau, und wir sind viele Kinder. So habe ich die Stelle im Hospiz angenommen, damit ich den Husten ausheile und zugleich etwas Geld verdiene; aber mein Zustand wird eher schlimmer."

Das arme Geschöpf hustete schon wieder.

Das Gespräch, das sie und Heinrich zusammen führten, täuschte kaum über das Schleichen der Stunden. Noch war es ja nicht vier.

Da tönte überraschend genug das Spiel einer Mundharmonika, eine heitere Tanzweise aus dem Nebel in die Wirtsstube. Heinrich wie das Mädchen hoben den Kopf.

„Das ist der jüngere der beiden Ingenieure, die oben in den Bergen die Landkarte zeichnen, Otto Fenner", sagte das Mädchen. Je schlechter das Wetter, je fröhlicher der Topograph."

Der Spielmann trat in die Stube, ein untersetzter, bärtiger Mann von etwa dreißig Jahren. „Luisli", rief er noch unter der Tür, „ist ein Telegramm oder Brief für mich da?"

„Hier!" erwiderte das Mädchen.

Ein wunderliches Leuchten ging über das braungebrannte Gesicht des Ingenieurs. Ein Juchschrei drang aus seiner Brust: „Mein Bub, mein erster Bub ist auf die Welt gekommen, gesund, stark! Das hat mir keine Ruhe gelassen oben in den Felsen." Er zog den Hut, von dem der Schnee fiel, warf den wetterdichten Mantel von sich, stellte den Bergstock mit dem schimmernden Eispickel in die Ecke, legte einen großen, leeren Rucksack dazu, zog wieder seine Mundharmonika hervor, spielte einen Ländler, schlang die Arme um das Mädchen und tanzte, die Widerstrebende leicht mit sich fortziehend, ein paarmal die Runde durch die Stube. Als sie sich ihm aufhustend entwand, tanzte er gegen sie gewendet für sich allein allerlei fröhliche Figuren, bald klatschte er mit den braunen Händen auf die Knie, bald stampfte er mit den Schuhen, an denen die starken, rückwärtsgekrümmten Nägel blitzten, auf den Boden, als müßten die Bretter unter seinen Füßen zerbrechen.

Nun hatte er seine Freude ausmusiziert und ausgetanzt und schaute das Mädchen mit glänzenden Augen und einem fast knabenhaften Lächeln der Genugtuung an.

„Und was wünscht der erfreute Vater?" fragte es, selber der unerwarteten Unterbrechung des langweiligen Nachmittags froh.

„Spiegeleier mit Speck, eine Flasche Grummello, später Feder, Tinte, Papier. — Mein Weib soll einen lieben Brief bekommen — dann geben Sie mir die Lebensmittelpost und rufen Sie mir den Wirt!"

Das Mädchen ging.

Nun wandte sich der Ingenieur zu Landsiedel: „So gar schlecht steht es mit dem Wetter nicht", begann er das Gespräch. „Oben schneit es in die Berge hinein wie zu Weihnachten. Das ist ein gutes Zeichen!"

Heinrich hoffte schon aufbrechen und an diesem Tag noch bis Olivone gehen zu können.

Da kam das Mädchen, deckte dem Ingenieur den Tisch, und Otto Fenner sagte: „Darf ich Sie einladen, mit mir meinen Jungen zu verschwellen? Kommen Sie her! — Schweizer und Schwaben reizen sich sonst gern ein bißchen; aber in der Sierra Nevada, wo ich ein Jahr neben Ingenieuren vom Stuttgarter Polytechnikum mit topographischen Aufnahmen beschäftigt war, fanden wir uns wie Brüder zusammen — also, Herr Landsiedel, mein Junge lebe! Er wachse und werde ein Mann, am liebsten einmal Ingenieur wie ich; denn über das freie Leben in den Bergen geht nichts auf der Welt."

Hell klangen die Gläser zusammen. Heinrich hatte ein Wohlgefallen an dem frischfröhlichen Mann und seinem Vaterstolz. Der Ingenieur aber ließ sich das Essen munden: „Seit drei Tagen haben wir keinen Bissen Fleisch und keinen Trunk Wein mehr besessen. Meinem Freund Heinrich Schwarz, mit dem ich arbeite, macht das freilich nichts aus. Wenn er nur eine Handvoll gedörrter Zwetschgen in den Mund zu schieben hat. Und mir hilft das Spiel auf der Mundharmonika. Wie es die Zeit vertreibt, das habe ich von eben jenen Schwaben in der Sierra Nevada gelernt:

„Und wieder ein Liedchen gesungen,
Und alles, alles war wieder gut!"

Nach dem Imbiß schrieb der Ingenieur seinen Brief, und eine Weile später kam der bäuerlich einfache Wirt: „Sie haben mich rufen lassen, Fenner."

„Ja, wir sollten einen Gehilfen haben", wandte sich ihm dieser zu. „Girolamo von Faido ist uns wegen Zahnschmerzen und einer geschwollenen Backe davongelaufen. Sie sind wohl von raschen Begriffen, aber eine wehleidige Gesellschaft, die Tessiner. Da möchten Freund Schwarz und ich es mit einem Bündner versuchen. Stets selber die Jalons und Apparate felsenauf und felsenab zu tragen, hält die Arbeit zu sehr auf. Sie fahren wohl dieser Tage einmal nach Disentis herunter; besorgen Sie mir dort einen geeigneten Mann. — Wir bezahlen ja unsere Leute gut."

Fortsetzung folgt.